

## II. Diadochen und Epigonen.

Festrede am 2. September 1890.

An einen lichten Ehrentag der deutschen Geschichte gemahnt uns die heutige Feier. Schon der Name dieses Sedanfestes lässt darüber keinen Zweifel; und doch deutet er als Bezeichnung des zweiten Septembers zugleich darauf hin, dass wir nicht ausschliesslich heute der grossen, siegreichen Schlacht bei Sedan gedenken sollen, wofür der erste dieses Monats treffender gewählt wäre, sondern dass wir sie im Zusammenhange mit dem, was voraufging und nachfolgte, gleichsam als den Mittel- und Brennpunkt des grossen Jahres 1870 aufzufassen haben. Ja selbst darauf kann, einmal auf so hohe Warte erhoben, der Blick sich nicht einschränken! Vorbereitet durch die Kämpfe von 1864 und 1866, zumteil unter schmerzlichen Wehen des Vaterlandes, wie durch die stille Arbeit der zwischenliegenden Friedensjahre, ist die reife Frucht des Jahres 1870 geerntet im Jahre 1871 durch die glückliche Urstend und in den folgenden Jahren durch den gedeihlichen Ausbau des deutschen Reiches.

Ist doch auch das Hohe und Herrliche, dessen wir am 2. September dankbar gedenken, mühevoll und gesegnetes Werk eines ganzen Zeitalters, einer ganzen Generation von Helden und Staatsmännern, die im Jahre 1870 ihren zeitlichen Höhepunkt fand, in Wilhelm I., dem Siegreichen und Ehrwürdigen, ihr lebendiges Haupt verehrte. Als Dankfest für dies verdiente Geschlecht ist der Sedantag immer in deutschen Landen aufgefasst und begangen; unwillkürlich wandte jede Festgemeinde an ihm das Antlitz zum Kaiserthron, solange noch des königlichen Siegers von Sedan greise Heldengestalt ihn zierte, umgeben von den Feldherren und Staatsmännern des Jahres 1870. Aber — wo ist nun dieses Geschlecht? Kaiser Wilhelms rastlose Kraft ist doch zuletzt gebrochen. Kurz nach ihm sank, von schwerem Leid überwältigt, sein ritterlicher Sohn dahin. Wie sind schon die Reihen ihrer Paladine und Ratgeber gelichtet! Bald neunzigjährig pflegt der grosse Feldherr der Ruhe; auch der grosse Kanzler hat den Stuhl einer jüngeren Kraft geräumt! Ein Nachkomme sitzt auf Wilhelms I. Throne, Nachfolger jener grossen Männer umgeben ihn.

Wir sind in ein Zeitalter der Nachfolger und Nachkommen herübergetreten und kommen immer tiefer hinein mit jedem Jahre. Wie — eine Zeit der Diadochen und Epigonen, in der wir leben? Jüngst hörte ich unsere Zeit so nennen; und wirklich: es ist nicht anders. Das Geschlecht von 1870 ist im Absterben begriffen. Bald werden wir, denen vergönnt war, damals in der Fülle männlicher Jugend dem Rufe Wilhelms I. über den Rhein zu folgen, als vereinzelte Zeugen einer entschwundenen Zeit dastehen. Eine neue Generation wächst heran und steht schon teilweise in männlicher Blüte. Sollen wir vor dieser

Thatsache erschrecken? sie mit schönfärbender Darstellung verhüllen? vor der richtigen Bezeichnung unseres Zeitalters zurückbeben? — oder lieber auch diesem Unvermeidlichen klar ins Antlitz blicken, um es zu verstehen und für uns daraus zu lernen? Ich wähle dieses und lade die versammelten Festgenossen ein, mit mir in der gegenwärtigen patriotischen Weihestunde dem Gedanken nachzugehen, dass wir — zwei Jahrzehnte nach Deutschlands herrlicher Wiedergeburt — nun wirklich in einer Zeit der Diadochen und Epigonen leben.

Freilich hat dieser Gedanke sein Erschreckendes — oder wenigstens sein Ernstes und Warnendes. Der Name der Diadochen — *διάδοχοι*, Nachfolger, — ist gebräuchlich als Überschrift eines der unerfreulichsten Kapitel in der Geschichte der alten griechischen Welt. Die kritische Forschung verweist es ins Gebiet der Sage, dass Alexander der Grosse sterbend sein ungeheures Reich dem Würdigsten seiner Feldherrn vermacht haben soll. Wie so oft, spiegelt doch die Sage in der Hauptsache auch diesmal die geschichtliche Wirklichkeit wieder. Keiner unter den Führern seiner Heere besass den Geist und die Kraft des grossen Eroberers; aber jeder wollte, sei's im ganzen Umfange seines Reiches, sei's in den engeren Grenzen einzelner Länder und Gebiete, Alexanders Nachfolger sein. So entstand eine Zeit wirrer Kriege, — fast möchte man sagen: aller gegen alle. Wie immer sank mit dem Streite der Mächtigen auch die Tugend der Bürger. In jener Zeit nahm Demosthenes, Athens bester Sohn, Gift, um den Schergen des Antipatros zu entgehen; damals setzte der wankelmütige Sinn seiner Landsleute dem Phalereer Demetrios sovieler marmorne und eherner Standbilder, wie das Jahr Tage hat, um wenig später seinem gleichnamigen Gegner, dem Belagerer Demetrios, zuzujubeln. Erst spät erhoben sich aus diesen Wirren die hellenistischen Reiche des Ostens, in denen der griechische Geist noch eine versöhnende Nachblüte treiben durfte. Von daher hat der Name der Diadochen sich erhalten und seinen bitteren Beigeschmack nicht wieder verloren. Auch hat das Schauspiel oft genug sich wiederholt, dass eines grossen Herrschers Nachfolger unfähig waren, dessen Reich zusammen- und auf seiner Höhe zu erhalten! Wie ging es im römischen Reiche drunter und drüber nach Cäsars Tode! Ein anderes Zeitalter der Diadochen im schlimmsten Sinne dieses Wortes brach damals über das römische Reich herein, wie ehemals über das makedonische; nur darin glücklicher, dass der Würdige unter ihnen sich fand und nach einem reichlichen Jahrzehnt der Wirren und Kriege den Ländern um das Mittelmeer Frieden und Ruhe zurückgab. — Mit gerechtem Stolze erfüllte die gesamte germanische Welt das glänzende Walten des Ostgoten Theoderich, der als Dietrich von Bern noch in der späten Sage fortlebt. Er erschien der Mitwelt als der natürliche Erbe des weströmischen Reiches; aber seiner Nachfolger schwache Hände vermochten nicht, die Zügel zu halten, die der grosse König sterbend ihnen hinterliess. Das Einzige, worin sie ihrer Väter wert sich zeigen konnten, war dies, dass sie mit ihrem Volke ehrenvoll zu sterben wussten. — Wer steht erhabener und riesenhafter da in der Geschichte der Weltreiche als Karl der Grosse, und wie traurig zerfiel sein mächtiges Reich schon unter den nächsten Nachfolgern! Hundert Jahre nach der Blütezeit des grossen Ahnen konnten die hadernden Karolinger nicht einmal der seeräuberischen Nordgermanen sich mehr erwehren, welche der gesamten abendländisch-christlichen Kultur den Untergang drohten. — Ja, dass wir nicht unnütz Beispiel auf Beispiel häufen und dabei das Nächstliegende übersehen: war es nicht der Nachfolger Friedrichs des Grossen verzeihlicher, aber verhängnisvoller Fehler, eingelullt durch die Zuversicht auf seinen Ruhm und seine Erbschaft, sich über ihre Kraft zu täuschen und die ererbte Macht — gottlob nur zeitweilig — einzubüssen?

Kaum minder bedenklich das andere der gegebenen Stichwörter. Wie die Geschichte der Alten von Diadochen, so redet die Sage von Epigonen, Nachgeborenen oder Nach-

kommen. Zum Eigennamen ward dies Wort für das jüngere Geschlecht der Kämpfer um die siebenthorige boiotische Thebe. Geworben von Polyneikes, des unglücklichen Oidipus vertriebenem Sohne, zogen mit ihm einst sechs argeiische Helden gegen seine Vaterstadt unter König Adrastos als Führer. Das Weitere ist aus den Tragödien des Aischylos und des Sophokles bekannt. Schon war die Mauer erstiegen, als lästerlicher Uebermut von der einen, patriotischer Opfertod von der anderen Seite das Blatt zum Verderben der Sieben wandte. Zehn oder zwanzig Jahre später verbanden die Söhne der Gefallenen, eben die Epigonen (*ἐπίγονοι*), sich zu einem Rachezuge gegen die boiotische Hauptstadt. Selten genannt sind diese jüngeren Helden; nur Diomedes, Tydeus' Sohn, und Sthenelos, Sohn des Kapaneus, seinen Wagenlenker, kennt man aus der Homerischen Ilias. Früh floss jene thebaisch-argolische Sage vom Epigonenkriege zusammen mit einer Lebensansicht, die von Homer und Hesiod aus im griechischen Altertume sich verbreitete, aber auch in den ältesten Teilen der heiligen Schrift schon verwandte Anklänge findet. „Wenig und böse“, antwortet der Erzvater Jakob dem fragenden Pharaon: „wenig und böse ist die Zeit meines Lebens und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt!“ Im gleichen Tone liebt der greise König von Pylos, der reisige Nestor, von seiner Lebenszeit zu reden und die Sterblichen, wie sie nun im dritten seiner Menschenalter waren, an Kraft und Tüchtigkeit und Tugend weit den rüstigen Genossen seiner Jugend nachzustellen. Hesiodos in seinen Tagen und Werken spinnt diesen Gedanken weiter aus und lässt auf das Geschlecht der Heroen, von deren Grossthaten Sage und Lied widerhallen, die gesunkene Menschheit seiner eisernen Zeit folgen, in deren Mitte leben zu müssen er als hartes Geschick beklagt. So haftete seither dem Begriffe der Nachkommen, der Epigonen, das Merkmal des Schwächeren, Geringeren an, der Gegensatz gegen das Heldenhafte, Ehrwürdige besserer Ahnen und Vorfahren. Unleugbar sind oft Häuser, Geschlechter, Völker in der Geschichte der Menschheit durch Entartung der Nachkommen von der Höhe gesunken, auf die eine hervorragend begabte Generation sie erhoben hatte. So sind die Völker des Altertumes der Reihe nach entartet und gesunken. Wie verwandt und wohlthuend mutet uns das Bild an, das alte griechische Berichte von den Persern des Kyros entwerfen; und wie bald, als sie den Gipfel der Macht erstiegen hatten, verscherzten sie die schlichte arische Tugend der Väter und lernten medisch, d. h. üppig und weichlich, zu thun und zu leben. — Die Griechen hat nicht ihre Vorliebe für körperliche Kraftübung und erfrischende Jugendspiele, nicht das von ihnen zuerst erkannte und aller Welt vorgestellte Ideal der Kalokagathie, der in Schönheit erscheinenden Tugend, auf der Höhe der Perserkriege und des Perikleischen Alters erhalten können; ebensowenig wie wiederum Rom vor dem Gifthauche hellenistischer Leichtfertigkeit und Lüsternheit, die mit der Weisheit und Wissenschaft eindringen, alle Strenge der Katonen bewahren mochte. Horaz weiss mitten im Glanze der Augustischen Herrschaft sich und seine Zeit auf abschüssiger Bahn angelangt:

Was mindert nicht zum Schaden die arge Zeit?

Schon glich dem Ahn an Tugend der Vater nicht;

Wir, noch gesunken, lassen nach uns

Voller Gebreste den schwächern Nachwuchs! —

Selbst da, wo allgemeiner Annahme nach ein höherer Geist unmittelbar waltete, im Alten Bunde, folgten der Blütezeit der Propheten Jahrhunderte, in denen das Wort Gottes teuer ward; und, als die Zeit erfüllt war, dass Gott sein Volk heimsuchte, da sassen auf Mosis Stühle Schriftgelehrte und Pharisäer. — Giebt die Geschichte unseres Volkes nicht ähnliche Beispiele? Höret nur den gealterten Walther von der Vogelweide klagen:

Owé wie jaemerliche junge liute tuont!  
 Den é vil vrewelichen ir gemüete stuont,  
 Die kunnen niuwan sorgen: wê wie tuont si sô?  
 Swar ich zer werlde kêre, da ist nieman frô.  
 Tanzen singen, das zergât mit sorgen gar:  
 Nie kristenman gesach sô jaemerliche schar!  
 Nû merkent wie den frouwen ir gebende stât,  
 Die stolzen ritter tragent dôrpelliche wât.  
 Die wilden vogellin betrüebet unser klage:  
 Waz wunders ist dabi ob ich davon verzage!

Auch ihm hat die Folgezeit Recht gegeben. In seinen jungen Jahren hatte er noch den lichten Glanz der hohenstaufischen Herrschaft gesehen. Kaum ein Menschenalter nach dieser Klage des ergrauten Dichters flogen schon die Raben um den Kyffhäuser, war schon Deutschlands dunkelste Nacht, das Interregnum, angebrochen. — Endlich, um noch in unser Jahrhundert zu greifen: wie bald nach dem Heimgehe Lessings und Herders, Schillers und Goethes war es klar, dass in der Dichtkunst und dem schönen Schrifttume die goldene Zeit des Lenzes vorüber, die einer matten Nachblüte heraufgekommen war, aus der wir — in diesem Stücke — uns noch nicht wieder erhoben haben!

Was bedeutet nun das alles für uns? Sind es böse Omina, entmutigende Vorzeichen? Sollen wir als Diadochen und Epigonen die Hände sinken lassen und, wenn nun das Haar ergraut, Lobredner unserer Jugendzeit werden mit schelem Blick auf die Gegenwart? Das sei ferne! Keinem Tage stünde das schlechter als dem heutigen, keinem Orte als diesem, von dem aus man einer frischen, fröhlichen Schar deutscher Knaben und Jünglinge ins Auge blickt. Des Menschen Geist, auch der Geist der Völker, ist keinem blinden Naturgesetze unterworfen, dass ihm Auf- und Niedergang vorgezeichnet wäre, wie dem weiten, öden Weltmeere Ebbe und Flut. Wohl sind jedem Geschlechte Schranken gesetzt, wie lange und weit es wohnen soll und streben darf. Aber innerhalb dieser Schranken ist die Bahn frei für den Wettlauf nach den höchsten Kleinoden. Was von Diadochen und Epigonen zu sagen war, hat freilich typischen, vorbildlichen Sinn für uns; es ist, wie Paulos, das auserwählte Rüstzeug, sagt, uns zur Mahnung und zur Warnung geschrieben, dass, wer da stehet, wohl zusehe, um nicht zu fallen! Jedoch das wahre Schutz- und Heilmittel liegt in der Sache selbst. Nur klar erfasst und aufgenommen in feinem, gutem Herzen die gewaltige Lehre und die erhebende Kraft der geschichtlichen Thatsachen, der warnenden wie der ermutigenden, — und es hat keine Not mit dem Schreckbilde des Epigontumes.

Was kann auch kräftiger wirken auf eine empfängliche, nachwachsende Jugend als dies hohe Vorbild ihrer Väter aus dem Jahre 1870? Zwar die ganze Geschichte der Menschheit ist reich an Vorbildern erwecklicher Art. Auch auf die fernerstehenden wollen wir nicht verzichten. In gewisser Hinsicht haben sie ihren besonderen Wert, da sie, hell schimmernd auf einem im Laufe der Jahrhunderte verdunkelten Hintergrunde, einzelne Züge menschlicher Gesinnung recht gesondert und klar ausgeprägt vor Augen stellen. Immer wird Leonidas mit seinen dreihundert Spartiaten das Urbild opfermutiger Vaterlandsliebe, Aristides der unbestochenen Gerechtigkeit, Epameinondas der strengen Wahrheitsliebe klassisches Beispiel, Mucius Scävola das Muster im Überwinden des Schmerzes bleiben. L. Junius Brutus und T. Manlius lehren wohl noch fernen Geschlechtern, das Vaterland mehr lieben als die nächsten Blutsfreunde, während das Wesen schlichter Grösse ihnen aufgeht an G. Fabricius und L. Quintius Cincinnatus, der Wert besonnener Selbstbeherrschung an Qu. Fabius Maximus.

Aber wie ganz anders wirkt doch, wie viel eindringender und lebendiger das Vorbild, das der Vater dem Sohne, der ältere dem jüngeren Bruder unmittelbar vor Augen stellt! Unablässiges Ringen nach den höchsten Gütern der Menschheit, feste Ausprägung der treuen, freien, deutschen Art, gewissenhafte Arbeit im Berufe und unbedingte Hingabe aller Kräfte an die grosse Sache des Vaterlandes, — diese Tugenden haben Preussen emporwachsen lassen zum Staunen der Völker wie ein Reis aus dürrem Erdreiche, seit den Tagen des grossen Kurfürsten durch die manchmal harte Schule des grossen Königes, der Schlesien seinem Reiche gewann, durch die Wechselfälle des Napoleonischen Zeitalters hindurch bis in diese jüngsten Tage des grossen Kaisers hin, unter dem nun Preussen die Hegemonie Deutschlands unbestritten erhielt und Deutschland der Gaben edelste und beste, seine Einigung zum mächtigen stolzen Reiche, als Morgengabe einbrachte. Noch sind die Grabhügel nicht eingesunken, unter denen die gefallenen Helden des letzten Krieges schlummern, kaum die Lorbeerzweige verdorrt, mit denen die Heimkehrenden geschmückt wurden; noch ziert so manche Brust als besonderes Wahrzeichen dieses Krieges das eiserne Kreuz: und es sollte ein Geschlecht aufwachsen können unter uns, das nicht den tiefsten, unauslöschlichen Eindruck, den kräftigsten Antrieb von den Thaten und Tugenden seiner Väter empfinde? Ich müsste den Glauben an die Menschheit, den Glauben an mein Volk verlieren, ehe ich mich davon überzeugte; und immer gälte dann meine erste und schwerste Anklage nicht der Jugend, die heranwächst, sondern uns, den überlebenden Zeugen der ruhmreichen Epoche!

Wir müssen nur nicht müde werden, immer wieder begeistert zu zeugen von dem, was wir gesehen, gehört, mit erlebt haben, und der gute Same wird sicher einen guten, fruchtbaren Boden in der nachwachsenden deutschen Jugend finden. Dies um so eher und sicherer, da sie aufwächst im Vollgenusse dessen, was das ältere Geschlecht ihr erstritten und gewonnen hat. Freilich an das Gute und Schöne, das ihn täglich umgibt, gewöhnt der Mensch, gewöhnt auch ein Volk sich nur zu bald. Wenn vor zwanzig Jahren jede Erwähnung des deutschen Kaisers und des deutschen Reiches die Herzen höher schlagen liess, das Bewusstsein gleich einer heiligen Flamme schürte, wie das lange Sehnen und Suchen, Ringen und Kämpfen der deutschen Nation in unseren Tagen und vor unseren Augen nun herrlich erfüllt war: wer findet heute noch etwas Besonderes darin, diese Worte zu hören? Indes so völlig eingelebt in die neuen Verhältnisse sind wir doch noch nicht, und auch unsere Nachbarn haben sich noch keineswegs so völlig an Deutschlands junge Grösse gewöhnt, dass nicht dem Aufmerksamen täglich die Spuren der jüngsten Vergangenheit, dass nicht uns Aelteren täglich Anlässe sich darböten, die junge Welt zu erinnern, wie alle diese Segnungen, die uns frei und froh atmen lassen, der heisserstrittene Erwerb der heroischen Generation sind, deren Ehrentag wir am 2. September begehen. Auch hier im Schulleben und gerade hier bietet sich solcher Anlass oft genug. Wir wollen ihn nicht versäumen. Wenn wir heute als das höchste Glück preisen dürfen, Deutsche mit Deutschen zu sein: vergessen wir nicht, daran zu erinnern, dass Deutschlands grösster Dichter vor hundert Jahren mit Wehmut sagte, — wenn so vieles anders wäre, als es war, dann könnte es eine Lust sein, Deutscher mit Deutschen zu sein. Neben den Dichterstimmen, die Deutschlands Einigung und Grösse in der Gegenwart feiern, bleibe auch denen im Liederschatze der Nation ihre Stelle, die einst um den Verfall des alten Reiches klagten, die vom Kaiser trauernd sangen, welcher im Bergesinnern das Morgenrot eines schöneren Tages schlummernd erwartete. Das wird den Epigonen den hohen Wert der Gabe gegenwärtig erhalten, die sie ihren Vätern verdanken, — und zugleich das Gewicht der Aufgabe, die ihnen damit zugefallen ist. Jede Gabe ist dem schlechten und rechten Empfinden auch eine sittliche Aufgabe; vor anderen Gaben ein teures Erbe der Väter, das die Söhne den

Enkeln wieder schulden. Aber der Erwerb des deutschen Volkes aus seinem letzten ruhmreichen Kriege hat diese Eigenschaft noch in besonderem Sinne und Masse. Wie sehr er uns von neidischen Nachbarn missgönnt wird, weiss jeder Mann und jedes Kind in unserer Mitte. Wir haben ihre schelen Blicke nicht zu fürchten, um so weniger, da die weise Staatskunst Wilhelms I. und seines Kanzlers auch für gute Freunde und getreue Bundesgenossen gesorgt, Wilhelms II. rastlose Bemühung diese dem Vaterlande neu gewonnen und erhalten hat. Aber ernst genug bleibt die Mahnung, uns wehrhaft und tüchtig zu erhalten, damit wir halten, was wir haben, und niemand unser Kleinod raube. Fest gegründet ist der Bau des einigen deutschen Reiches; aber er umschliesst, darin keinem der Nachbarreiche zu vergleichen, viele fast selbständige Glieder. Das deutsche Reich ist ein Bundesstaat, nicht eine eigentliche Monarchie. Wir preisen die kluge Mässigung, die den deutschen Stämmen ihr eigentümliches Leben beliess, und hoffen, dass gerade diese ganz deutsche Verfassung unserem Volke seiner geschichtlichen Entwicklung gemäss ein reicheres Dasein erhalten und fördern soll, als es streng und eng um einen einzigen Mittelpunkt gruppierte Völker und Staaten zu führen vermögen. Aber verkennen wir nicht, dass diese eigentümliche Verfassung den einzelnen Gliedern ernste Pflichten auflegt und zumeist dem führenden Staate, dem Haupte. Jahrhunderte lang war der Hader der Stämme das Hindernis deutscher Macht und Grösse. Hüten wir die gottlob hergestellte Eintracht wie unseren Augapfel, dass nie wieder ähnliche Zeiten kommen! Endlich im Inneren des einzelnen Staates und der Gesellschaft: wie hohe Aufgaben, deren Lösung nicht einem Geschlechte gelingen kann! Freilich sind sie — ist namentlich das wichtigste Werk der Versöhnung zwischen den einzelnen Schichten der Bevölkerung, arm und reich, Unternehmern und Arbeitern — an sich kein eigentlich deutsches; gleiche Schäden durchdringen die ganze moderne Welt, und sie haben nicht einmal ihren Hauptherd unter uns. Aber dem deutschen Volke ist zuerst von seinem Kaiser Wilhelm die Aufgabe gestellt, kräftig Hand anzulegen und den Schaden zu bessern. Auch hierin hinterliess er uns die heilige Pflicht, „immer die Ersten zu sein und vorzustreben vor andern!“

So herrlich ist das Kleinod, das wir zu bewahren haben, so gross das Werk, das auszurichten wir unseren Vorfahren und Vorgängern schulden! Bleiben wir uns dessen bewusst, und es wird mit Gott uns gelingen. Denn, sehen wir mit Augen, die der genauere Blick auf unsere Lage geklärt hat, noch einmal in die Vergangenheit zurück, so ist es doch eigentlich nur ein schwarzichtiges, greisenhaftes Vorurteil, als ob Diadochen grosser Fürsten und Epigonen heroischer Geschlechter ihren Vätern zumeist nachstünden. War nicht Alexander der Sohn Philipps von Makedonien, der sein kleines Reich zur Grossmacht erhoben hatte? Folgte nicht Augustus seinem Oheim Cäsar, Karl der Grosse seinem Vater Pippin, Otto I. seinem Vater Heinrich? War nicht unser preussischer Friedrich II. Erbe hochverdienter Väter und führte die Nachkommen derer von Sieg zu Sieg, die einst dem grossen Kurfürsten mit Gut und Blut gedient hatten? Waren nicht auch Wilhelm I. und seine Getreuen Nachfolger und Nachkommen der Preussen des Jahres 1813 und 1815? Ja, die Epigonen selbst, von denen dieser vielgebrauchte und vielmissbrauchte Name her stammt, entkräften, genauer betrachtet, am besten jedes üble Vorurteil, das an ihn sich knüpfen will. Als der Völkerfürst Agamemnon, schon er nicht mehr unbefangen in dieser Hinsicht, nach dem vierten Buche der Ilias die Epigonen Diomedes und Sthenelos einen Augenblick ausruhend vom Kampfe trifft, da preist er in übertreibendem Eifer des Vaters Tydeus Thaten und ruft dem Sohne das kränkende Wort zu:

So war Tydeus einst, der Aetolier! Aber der Sohn hier  
Ist ein schlechterer Held in der Schlacht, nur ein besserer Redner.

Doch er muss sich von den Epigonen zurechtweisen lassen:

Rede nicht falsch, Atreide, da wohl du kennest die Wahrheit!

Tapferer rühmen wir uns zu sein vor unseren Vätern:

Wir, nicht sie, erstürmten die siebenthorige Thebe,

Weniger zwar hinführend des Volks vor die Mauer der Feste,

Aber durch Götterzeichen gestärkt und die Hilfe Kronions.

In diesem, wie wir sehen, eigentlich klassischen Sinne wollen wir alle, sollen vor allen heute Deutschlands Jünglinge und Knaben geloben, Epigonen der Sieger von Sedan zu sein! Zwar übertreffen, wie Diomedes den Tydeus, die Väter, das würde schwer sein, auch in der frommen Gesinnung, in dem Glauben an den Segen und die Hilfe von oben, den hier schon Homer als das beste Stück und die wahre Grundlage männlicher Tüchtigkeit hervorhebt! Aber ihrer wert zu werden in allen Stücken, hineinzuwachsen in ihr Friedenswerk wie in ihre Waffenrüstung, dazu sporne diese Volks- und Vaterlandsfeier alle aufs neue an. Solcher heilige Vorsatz halle kräftig aus ihr nach in die ernste Arbeit unseres Berufes, der uns sonst in engeren Kreisen täglich zusammenführt. Mit solchem Vorsatz im Herzen dürfen wir ehrfurchtsvoll, aber getrost unsere Augen erheben zum Kaiserthron unseres jugendkräftigen Herrschers, der uns allen in eifriger Berufstreue voranleuchtet. Mit Vorliebe bekennt er als Nachkomme und Nachfolger seiner grossen Väter sich zu deren Gedanken, Wegen und Werken. Ihr Erbe treu zu wahren, die von ihnen ausgestreute Saat zu pflegen, ihr Werk herrlich hinauszuführen, ist sein Dichten und Trachten. Seien wir bereit, ihm mit aller unserer Kraft darin zu dienen, wohin und wozu er uns ruft! — Einig geschart als treues Volk um seinen Herrscherthron, dürfen wir mit ihm aufschauen zu dem Throne der himmlischen Majestät, voll Demut, aber auch voll Zuversicht flehend und rufend: Gott schütze, Gott segne Deutschland und Preussen! Gott schütze, Gott segne König und Staat, Kaiser und Reich!